

Johano Strasser

## Glutkern und Bildungsschlacke

Über das fruchtbare Chaos der Kultur



**Johano Strasser**

(\* 1939) ist Politologe, Publizist und Schriftsteller sowie seit 2002 Präsident des PEN-Zentrums Deutschland. Bei Langen/Müller erschien 2011: *Die schönste Zeit des Lebens*, im vorwärtsbuch Verlag; *Transformation 3.0* (zus. mit Michael Müller).

johano.strasser@t-online.de

Was einmal angefangen hat, kann auch ein Ende nehmen. Das ist die Sorge, die Eltern, Lehrer und Kulturpolitiker umtreibt, wenn wieder einmal die Klage über das mangelnde kulturelle Interesse oder die geistige Verwahrlosung der Jugend anschwillt. Aber wie fördert man Kultur? Wie sorgt man dafür, dass sie nicht matt wird und schließlich stirbt? Reicht es aus, wenn wir, die Gebildeten, unserer Kulturpflicht genügen und dann und wann ein Buch lesen, ins Theater gehen, eine Vernissage besuchen, vielleicht gar Hausmusik machen und so den Jungen ein Beispiel geben?

Wie und wo beginnt kulturelles Leben? Wie und wo fängt das an, was, wenn es zum Bildungsgut geworden ist, wir dem großen Fundus entnehmen, um uns zu bilden? Was ist überhaupt eine Norm, eine Weltdeutung, was ist ein Gedanke, bevor er niedergeschrieben und Teil des Fundus wird? Wir könnten auch fragen: Was ist das Bild eines Malers, bevor es sichtbar wird? Was ist ein Gedicht, wenn es nicht mehr ist als eine einzige Zeile auf einem Zettel unter einem Stapel von Büchern und Manuskripten auf einem Schreibtisch?

Es geht um den Anfang und um die Bedingungen, derer es bedarf, damit etwas anfangen kann. Kultur, soviel scheint klar zu sein, gedeiht nur in einem kulturfreundlichen Milieu, sie bedarf der Pflege, der Ermunterung und Förderung, sie braucht Orte, an denen sie wachsen, öffentliche Orte, an denen sie sich dem Publikum präsentieren kann. Hier kommt die Kulturpolitik ins Spiel. Sie soll Kultur ermöglichen, nicht aber selbst Kultur erzeugen, sie soll ihr Wachsen fördern, ihr die Aufmerksamkeit des Publikums sichern.

Weil aber die Kulturpolitik selbst nichts erzeugt, haben Kulturpolitiker oft ein Problem, wenn nach ihrer Leistungsbilanz gefragt wird. Sie können dafür sorgen, dass Räume geschaffen oder erhalten werden, in denen kulturelles Leben sich abspielt. Sie können sich vor dem renovierten Theater, dem neuen Literaturhaus, der altherwürdigen Musikschule mit dem Intendanten, dem Leiter, mit einer Gruppe von Schülern fotografieren lassen. Aber was, wenn im Theater, im Literaturhaus, in der Musikschule nur Routine herrscht, sich wenig Inspirierendes abspielt? Was, wenn große Teile des Publikums, obwohl dort gute Arbeit geleistet wird, sich nicht dafür interessieren?

Das Kunstwerk in *statu nascendi*, im Zustand des Noch-Nicht – wenn es wachsen soll, braucht es förderliche Bedingungen aufseiten des Künstlers und aufseiten des Publikums. Also laden Kulturpolitiker bekannte Künstler ein, geben ihnen günstige Arbeitsbedingungen, ein Stipendium, ein Atelier, eine gut-bezahlte Professur mit reduzierter Lehrverpflichtung, sorgen dafür, dass die

örtliche Presse sie interviewt und ihr Bild in die Zeitung kommt. Am besten zusammen mit dem Oberbürgermeister oder dem Kulturreferenten. Sie initiieren vielleicht sogar öffentliche Diskussionen über kulturelle Fragen, veranstalten eine lange Nacht der Museen, einen Tag der Offenen Tür in der Musikschule, bringen Schriftsteller und Künstler in die Schulen, stellen Kunst in den öffentlichen Raum. Und nach ein, zwei Jahren fragen die Journalisten, fragen die Wähler: Was hat es gebracht? War das viele Geld gut angelegt?

Es war meistens gar nicht viel Geld. Trotzdem bringt der Rechtfertigungszwang Kulturpolitiker oft in arge Beweisnot. Weil wir nicht wirklich wissen, unter welchen Bedingungen Kultur erblüht, können wir auch nicht sagen: Dieses und jenes haben wir getan und dadurch dieses und jenes bewirkt. Vielleicht möchten die Kulturpolitiker auf drängende Nachfragen gern antworten: »Ich habe zwei oder drei wunderbare Aufführungen im Theater gesehen. Ist das nicht genug? Ich habe bei einem Konzert in der Musikschule in glänzende Kinder-Augen geblickt. Als ich nach einer Lesung aus dem Literaturhaus kam und durch die fast menschenleeren Straßen ging, hatte ich das Gefühl, als vibriere die Luft. Jeden Tag, wenn ich an der Skulptur von XY in der Innenstadt vorbeikomme, erfreue ich mich daran.«

Aber sicherheitshalber verweisen sie dann doch meist auf das große Medienecho, das das Konzert des berühmten Dirigenten YZ ausgelöst hat, auf die Zuschauerzahlen der Matisse-Ausstellung, die man von der Kunsthalle Zürich übernommen hat, auf die wachsende Zahl von Übernachtungen und die positive Bilanz, die kürzlich das Gaststätten- und Taxigewerbe gezogen hat.

Die »Kreativwirtschaft«! Wenn es hart auf hart kommt, lässt sich Kunst und Kultur am ehesten noch als ökonomischer Faktor rechtfertigen. Die vielen Arbeitsplätze im Verlagswesen der Stadt. Die wachsende Zahl der Museumsbesucher. Die Spin-offs und, nicht zu vergessen, die kulturelle Attraktivität des Standorts für bildungsbeflissene Führungskräfte. Vielleicht verweist der eine oder die andere auch auf neuere Untersuchungen, die zeigen, dass Schüler, die ein Instrument spielen, auch oft bessere Leistungen in Mathematik und Physik erbringen. *Aber rechtfertigt das alles die Millionen für die Oper und ihren exzentrischen Intendanten?*

**»Wenn es hart auf hart kommt, lässt sich Kunst und Kultur am ehesten noch als ökonomischer Faktor rechtfertigen.«**

### **Kulturpolitik ist ein schwieriges Geschäft**

Kulturpolitiker geben das Geld von Steuerzahlern für Dinge aus, die diese in der Mehrzahl für völlig überflüssig halten. Das so etwas in einer Demokratie möglich ist, immer noch möglich ist, ist ein Wunder. Allein dafür sollte man den Kulturpolitikern dankbar sein. Denn, was Voltaire noch einleuchtete, ist unserer am allzu schlichten Nützlichkeitsdenken orientierten Öffentlichkeit oft nur noch schwer zu vermitteln: *Parmi les choses les plus nécessaires il faut mettre au premier rang le superflu!* Kultur als das Überflüssige kann sich zunehmend nur noch rechtfertigen, wenn es sich auf umwegige Art doch noch als nützlich erweist. Jedenfalls, wenn sie öffentliche Gelder in Anspruch nimmt. »Erfolgskontrolle« heißt das Codewort, wenn es Behörden darum geht, zu prüfen, ob die

wenigen Euro, mit der sie eine kulturelle Veranstaltung bezuschussen, richtig angelegt sind. In ihrer Beweisnot klammern sich die Kontrolleure an quantifizierbare Erfolgskriterien wie die Zahl der Gäste, Zuschauer, Besucher, der Medienberichte, vorzugsweise in überregionalen Medien etc. Neuerdings werden oft »Zielwerte« vorher festgelegt: Bei der Eröffnung der Ausstellung sollten mindestens 200 Gäste anwesend sein, über die Veranstaltung sollte von mindestens zwei überregionalen Feuilletons berichtet werden. Werden die Zielwerte nicht erreicht, gilt die Veranstaltung, gilt das Projekt als gescheitert. Weitere Förderung unwahrscheinlich. Es ist leicht über die groteske Unangemessenheit des Verfahrens zu spotten. Aber die, die es anwenden, meinen es in der Mehrzahl gut mit der Kultur.

Es müssen nicht immer große Zahlen sein. Manchmal kann auch der ausgefallene Ort für Aufsehen und damit für die Legitimierung des kulturellen Projekts sorgen. Moritz Rinke liest in einem Autohaus aus seinem autobiografischen Roman über Worpswede. Sebastian Hess, Veronika Hagen und Benjamin Schmid spielen die kompletten Goldbergvariationen in Europas »höchstem Konzertsaal« im obersten Stock der Münchener Highlight Towers. Mireille Mathieu singt vor Strafgefangenen in Fuhlsbüttel *La vie en rose*. Ich selbst habe einmal in einer Kleinstadt in einem Supermarkt aus meiner Autobiografie gelesen. Vor dem Spirituosenregal. Der Filialleiter, der mich begrüßte, fand das ausgesprochen passend: »Geist zu Geist«, sagte er mit einem verschmitzten Lächeln. Wenn man als Schriftsteller nicht zu den Stars der Szene gehört, die jeden Saal füllen, muss man auch mal mit einem Supermarkt Vorlieb nehmen.

Kulturschaffende – welch ein irritierendes Wort! – und kulturelle Initiativen gibt es in großer Zahl in Deutschland, die meisten von ihnen sind in der einen oder anderen Form auf Förderung, viele auf öffentliche Förderung angewiesen. Letztere erhält man auf Antrag und unter der Bedingung, dass man Rechenschaft darüber ablegt, was man mit dem Fördergeld gemacht hat. Das kann in einer Demokratie gar nicht anders sein. Damit aber ist der Schwarze Peter bei denen, die Kultur machen. Und prompt geraten nun auch sie in Beweisnot. Was machen wir eigentlich, wenn wir Kultur machen? Wie erkläre ich dem Förderer, wie erkläre ich dem Publikum, dass sich die Investition in meinem Fall gelohnt hat? Der Maler zeigt seine Bilder vor, die er im öffentlich geförderten Atelier gemalt hat, der Schriftsteller liest aus dem ersten Kapitel des Romans, den er in der Stipendiovilla angefangen hat, die Rockband, der die Stadt einen Probenraum zur Verfügung stellt, gibt ein Konzert. Aber hätte man nicht besser einen anderen Maler oder Bildhauer gefördert, eine andere Schriftstellerin, ein anderes Jugendorchester? Woran misst man den Erfolg der Förderung?

### **Die Aufgabe der Kunst**

Edel sei der Mensch, hilfreich und gut! Gilt das auch für den Künstler? Und wenn nicht, sollte er dann nicht wenigstens nützlich sein? Es mag sein, dass die Beschäftigung mit der Kunst uns als Menschen veredelt, dass sie unsere besseren Seiten zum Vorschein bringt, dass sie uns lang anhaltende Freude schenkt und dann und wann tiefe Einsichten ins Dasein, uns hilft, Schicksalsschläge zu verarbeiten und mit dem Leben zu Recht zu kommen. Aber die Aufgabe der Kunst

ist dies alles nicht. Kunst, auch Kultur im weiten Sinn, bedarf keiner Rechtfertigung durch den Verweis auf Nützlichkeiten. Am Eigenrecht und am Eigensinn der Kultur prallen alle Nützlichkeitsabwägungen ab. Wer in Kultur investiert, der sollte wissen: Er investiert in ein produktives Chaos. Niemand kann voraussehen, was genau dabei herauskommt. Schon lange nicht in Euro und Cent. Wenn wir Glück haben, erleben wir blaue oder rote oder bunte Wunder.

Dass Kultur nicht planbar ist, dass Kosten-Nutzen-Berechnungen hier fehl am Platze sind, dass so schwer zu sagen ist, was das alles bringt, was da im weiten Feld der Kultur vor sich geht, ist eine offene Wunde. Da hilft es denn auch wenig, wenn man darauf hinweist, dass Kultur und Demokratie irgendwie zusammengehören. Die meisten möchten es gern doch ein wenig genauer wissen. Um sie von der Wichtigkeit eines Kulturereignisses zu überzeugen, braucht es messbare Zahlen, möglichst alles Vorangegangene übersteigenden Zahlen. Wenn ein Weitspringer die Neun-Meter-Marke überspringt, wenn Audi alle Absatzrekorde bricht, wenn ein trostloses Buch wie das von Thilo Sarrazin sich fast zwei Millionen Mal verkauft, dann erst sind alle Zweifel weggewischt.

Also müssen auch in der Kultur Rekorde her: Das Stadttheater präsentiert in einer 72-stündigen Lesung die Ilias. Ungekürzt. Oder die ganze Odyssee. Oder die Tagebücher von Victor Klemperer. Natürlich auch ungekürzt. Oder: Tutzing liest ein Buch. Möglichst alle Einwohner von Tutzing, zumindest aber alle Schüler aller Schulen lesen in einer einzigen Woche ein einziges Buch. Und am Ende der Woche kommt die Autorin und liest selbst noch einmal einige Kapitel aus eben diesem Buch. Eine ganze Seite im Kulturteil der Lokalzeitung ist garantiert. Ein Event! Womöglich sogar eines mit der durchaus wünschenswerten Folge, dass nun mehr junge Leute in Tutzing und Umgebung dann und wann zu einem Buch greifen.

Wo man dem Publikum ein Buch schon nicht mehr meint zumuten zu können, muss ein anderes Großereignis her: »Coburgs Metzger stellen fürs Guinness-Buch der Rekorde die längste Bratwurst her.« Die Berichterstattung darüber steht dann aber vermutlich auch im Kulturteil der Zeitung, weil niemand zu sagen weiß, ob das noch zur Kultur oder schon zum Sport gehört. Wo Sponsoren zufrieden gestellt werden und Leistungsnachweise erbracht werden müssen, ist die Eventkultur der Ausweg, der sich anbietet. An der Länge der Performance oder der Bratwurst, an den Teilnehmerzahlen oder an der Zahl der Medienberichte lässt sich belegen, was es gebracht hat, dass man sich diese Veranstaltung etwas hat kosten lassen. Wenn man imposante Zahlen präsentieren kann, steht die Wichtigkeit der Sache außer Zweifel, kann man sogar jene Kritiker zum Verstummen bringen oder zumindest einschüchtern, die schon immer der Meinung waren, dass man ihr gutes Geld nicht für die Kulturförderung vergeuden sollte.

Die Demokratie braucht Kultur. Welche Kultur? Auch das Leise, das Abseitige, Elitäre, Verstörende? Oder können wir uns getrost auf die Abstimmung mit den Füßen verlassen. Sind Absatz- und Besucherzahlen der gültige Maßstab, ist der Event tatsächlich die demokratische Kulturform? Kulturpolitiker, wenn sie nicht von allen guten Geistern verlassen sind, wissen natürlich, dass es so einfach nicht ist. Viele von ihnen führen ein veritables Doppelleben. Im Umgang mit

**»Kunst, auch Kultur im weiten Sinn, bedarf keiner Rechtfertigung durch den Verweis auf Nützlichkeiten.«**

»ihren« Künstlern, in einer kleinen Rede vor dem handverlesenen Publikum einer Vernissage, bei der Eröffnung eines Kurzfilmfestivals, auf einer kulturpolitischen Tagung sprechen sie zumeist eine andere Sprache als vor der großen Öffentlichkeit oder im Stadtrat, wo sie ihr Tun rechtfertigen müssen. Möglicherweise ist diese »Doppelzüngigkeit« gar nicht zu vermeiden, wenn man nicht riskieren will, der Barbarei das Feld zu überlassen. Womöglich kommt man gar nicht darum herum, die Event»kultur« zu bedienen, wenn man nebenbei auch noch Kultur fördern will.

Ich bin Schriftsteller. Wenn ich an meinem Schreibtisch sitze, bin ich ganz auf mich angewiesen. Aber ich bin nicht mit mir allein. Ich stelle mir nämlich, während ich schreibe, einen Leser vor, für den das Geschriebene bestimmt ist. Ich denke zwar nicht daran, wie ich mit dem, was ich dort tue, ein Stadion oder den Marienplatz in München füllen könnte. Wer wäre schon so verrückt, zu glauben, mit Literatur könne man Tausende anlocken? Der Leser, auf den ich mich beim Schreiben beziehe, ist ein Individuum, ein kritisches, mit feinem Gespür für die ästhetische Qualität jedes Satzes ausgestattetes Individuum, der ideale Leser, der, während er sich dem Sog des Textes überlässt, dennoch alle ästhetischen Antennen ausgefahren hat. Das ist ein anderes Individuum, als jenes, das die Eventkultur im Blick hat. Schreiben ist erstens ein einsamer und zweitens immer ein sozialer Akt. Mit Massenkommunikation hat das in aller Regel nichts zu tun. Bei der kulturpolitischen Ermöglichung kulturellen Lebens und Schaffens sollte diese intimere Sozialität auf der Seite der Produzenten nicht übersehen werden.

Ich teile die düsteren Prognosen nicht, die manche unserer westlichen Zivilisation stellen. Ich glaube nicht, dass die kulturelle Produktivität durch die kul-

**»Der Mensch braucht die beglückende und verstörende Sinndeutung durch die Kunst, um sich nicht zu verlieren.«**

turindustrielle Event»kultur« gänzlich verschüttet werden könnte, dass die Einebnung des Unterschieds von E und U über kurz oder lang dazu führen muss, dass Kunst, die diesen Namen verdient, nicht mehr geschaffen wird. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Er lebt von der Kultur und durch die Kultur, er braucht die beglückende und verstörende Sinndeutung durch die

Kunst, um sich nicht zu verlieren. Und wenn er mit dem in Berührung kommt, aus dem sie erwächst, dann läuft ihm vielleicht ein Schauer über den Rücken wie vor 2.000 Jahren dem griechischen Jüngling im heiligen Hain, wenn ein plötzlicher Windstoß die Blätter bewegte und die Anwesenheit der Götter bezeugte. Denn »das Schöne ist nichts als des Schrecklichen Anfang...«.

Pina Bausch, die große Tänzerin und Choreografin, hat es einmal ihren Tänzern und Tänzerinnen gegenüber so ausgedrückt: »Tanzt, tanzt! Sonst sind wir verloren.« Wer sich den wunderbaren Film anschaut, den Wim Wenders über diese Künstlerin gedreht hat, wird verstehen, was sie damit meinte. Wenn wir uns dem Ursprung der Kultur nähern, schauen wir in einen Abgrund. Oder in den sternenübersäten Nachthimmel. Oder ins glühende Innere der Erde. ■